II MEDIENKULTUR

Hans-Jürgen Bucher, Erich Straßner: **Mediensprache, Medienkommunikation, Medienkritik.**

Tübingen: Gunter Narr 1991, 240 S., DM 78,-

Medienkritik ist à la mode. Doch gilt die Diskussion eher dem spektakulären Bruch von Regeln, denn nämlich, wenn sich Journalisten in Skandale und Machtspiele verwickeln lassen. Die Tübinger Linguisten Hans-Jürgen Bucher und Erich Straßner dagegen fragen in ihrem Buch nach den Regeln selbst, nach journalistischem Alltagshandeln, wenn sie "Medienkritik" meinen. Mit sehr unterschiedlichen methodischen Ansätzen untersuchen sie die kommunikativen Leistungen von Presse; Hörfunk und Fernsehen.

Buchers Beitrag "Pressekritik und Informationspolitik. Zur Theorie und Praxis einer linguistischen Medienkritik" baut auf einer "handlungsorientierten Theorie der Sprachverwendung" (S.35) auf. Seit es Medien gibt, so der Ausgangspunkt seiner Überlegungen, betreiben sie mit der Weitergabe von Information auch Politik. Diese "Fortsetzung der Politik mit publizistischen Mitteln" bedarf des Korrektivs einer "Pressekritik", verstanden als "Fortsetzung der politischen Meinungsbildung mit sprachkritischen Mitteln" (S.10). Nach einem Überblick über verschiedene pressekritische Methoden (Ausdrucks- und Stilkritik, Inhalts- und Ideologiekritik, Textkritik, Kritik pressenspezifischer Darstellungsformen), die Bucher mehr oder weniger unzulänglich erscheinen, begründet er seine Vorstellung von Pressekritik als "kritischer Kommunikationsanalyse", die - über den Einzeltext hinaus - "informationspolitische Zusammenhänge mit sprachwissenschaftlichen Mitteln" (S.35) rekonstruiert. Der Hauptteil präsentiert die Ergebnisse einer Fallstudie. Gegenstand war die Berichterstattung über Demonstrationen von Kernkraftgegnern in Brokdorf, Wackersdorf, Hamm-Uentrop, Wilster, München und Hamburg an einem Juniwochenende 1986, kurz nach dem Unglück von Tschernobyl. Sechs Zeitungen wurden ausgewählt: *Die Welt*, *Süddeutsche Zeitung*, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *Frankfurter Rundschau*, *die tageszeitung* und *Südwest Presse*. Bucher untersuchte die Berichterstattung am Montag nach den Demonstrationen, verfolgte aber auch, in welchem Zusammenhang die Zeitungen die Ereignisse in der Woche davor und in der Woche danach stellten. Durch synchronen und diachronen Vergleich kann Bucher nachweisen, daß die Zeitungen sehr verschiedene "Verständnisse der Demonstrationsergebnisse" (S.48) verbreiten und damit Politik machen. Das zeigt sich schon in den Antworten auf die schlichten W-Fragen in der "Ereignisdarstellung" (S.51ff.). So sind die Polizisten für die einen

Opfer der Auseinandersetzungen (*Die Welt*), für die anderen Täter (*die tageszeitung*). Schicken die einen Augenzeugen, so stützen sich die anderen auf den Polizeibericht, oder sie berichten gar nicht von den Demonstrationen selbst, sondern holen stattdessen Stellungnahmen von Politikern ein, die schärfere Gesetze fordern. Die schon deutlich subjektive Ereignissicht wird von "Strategien des Kommentierens" (S.64ff.) vielfach bestätigt und abgesichert. Schließlich kann Bucher nachweisen, daß Berichte wie Kommentare eingebunden sind in "Periodische Strategien der Vor- und Nachberichterstattung" (S.70ff.), anders ausgedrückt, daß - je nach informationspolitischer Linie - Themen 'gemacht' und verstärkt, Zusammenhänge (etwa zwischen Gewalttätern und der Politik der Grünen) zuerst behauptet und dann 'bewiesen' werden. - Die Fallstudie ist interessant und gut belegt, wenn auch nur für denjenigen überraschend, der noch an 'objektive' Berichterstattung glaubt. Ob sich informationspolitische Linien in den Medien immer so klar nachweisen lassen wie in dem von Bucher gewählten Beispiel extremer politischer Polarisierung, ist fraglich. Die Modellstudie des Tübinger Sprachwissenschaftlers, nicht frei von professoralem Geraschel (vgl. z.B. S.66), beweist jedenfalls nicht, daß andere pressekritische Verfahren hinfällig und ineffektiv sind. Vor allem über die Ausdrucks- und Stilkritik geht Bucher allzu geringschätzig hinweg.

Genau diesen Weg beschreitet hingegen Erich Straßner. Sein Beitrag "Mit *Bild* fing es an. Mediensprache im Abwind" ist der Versuch einer Synopse zum Thema Sprache und Medien. Straßner hat aus etlichen Printmedien, Hörfunk- und Fernsehsendungen Textproben gesammelt, die er, nach Medien geordnet, stilkritisch analysiert und kommentiert. Sein Urteil ist alles andere als schmeichelhaft. So kritisiert er an der Boulevard- und Regenbogenpresse suggestive und emotionale Reizeffekte, Übertreibungen und Stereotype, die Verwendung trivialer Sprachmittel und vor allem immer wieder "Strukturauflösung" (S.122), ja "Textzersetzung" (S.123). Die Sprache der Abonnementzeitungen erscheint Straßner durch die Nachrichtenagenturen weithin uniformiert und standardisiert, und zwar in extremem Nominal- und Präpositionalstil. Die 'Sprachsoße' des *Spiegel* mit ihren Manierismen, Archaismen, Wortschöpfungen und Sätzen findet er ungenießbar, *die tageszeitung* sieht er eher nach der *Spiegel*-Masche denn nach Alternativen streben. Im Hörfunk - im privaten noch deutlicher als im öffentlich-rechtlichen - erkennt Straßner zwei gegenläufige Tendenzen: in den Magazinsendungen eine unkorrekte, schnoddrige, syntaktische Zusammenhänge auflösende Sprache, in den Nachrichtensendungen dagegen nach wie vor einen steifen, komplexen, schwer verständlichen Nominalstil. Den sieht Straßner in den Informationssendungen des Fernsehens reduziert; auch klafft die Bild-Text-Schere nach seinen Be-

obachtungen nicht mehr so weit auseinander wie früher. Trivialität und Nuancenarmut konstatiert Straßner dagegen weiterhin für die Unterhaltungssendungen des Fernsehens. - Es ist nicht der methodische Ansatz, der an Straßners Studie zu monieren wäre. Als einer der wenigen Linguisten rümpft er nicht die Nase, wenn es um Stilkritik geht. Seine Arbeiten gehören deshalb zu den seltenen Beiträgen der Sprachwissenschaft, die in der Journalistenaus- und Weiterbildung von Nutzen sind. Was an dieser Studie allerdings frappiert, ist der Rückfall in ein gewisses sprachpflegerisches Entsetzen. Zwar versucht Straßner am Ende, sich vom "Zetern über den 'Sprachverfall'" (S.227) zu distanzieren - zuvor aber hat er ausgiebig gezetert, wie schon nicht sonderlich wissenschaftliche Begriffe belegen: z.B. "Textzersetzung" (S.123), "Verkrustung der deutschen Zeitungssprache" (S.143), "Sprachzerstörung" (S.163). Daß es eine solche Tendenz gibt, weist Straßner übrigens mitnichten nach. Der Covertext verspricht zwar "medienhistorische Entwicklungslinien", aber im Text sucht man Hinweise auf frühere "Aufwinde" der Mediensprache vergebens. Straßners Studie bleibt rein synchron, die Behauptung, Mediensprache sei im "Abwind" also mangels Vergleichs rein apodiktisch. Vergeblich sucht man auch eine einheitliche Definition dessen, was Straßner unter 'gutem Stil' in den Medien versteht. Sollen die Medien in erster Linie verständlich sein, oder sollen sie den Ansprüchen einer literarischen Textualität genügen? Und sind dabei an Presse und elektronische Medien gleiche Maßstäbe anzulegen? Hat nicht die Alltagssprache mit all ihren Trivialitäten und Banalitäten, mit ihren Satzfragmenten und -ellipsen, ihrem gewöhnlichen Wortschatz im Funk durchaus Berechtigung? Schließen sich im übrigen Stil und 'gewöhnliche' Sprache grundsätzlich aus? Kritik an der Journalistensprache tut not. Schrumpft sie jedoch zu einer bloß negativen Fallsammlung zusammen, wird sie nörglerisch und unglaubwürdig. Die Sprache von *Bild* ist eben nicht nur primitiv, sie steckt voller rhetorischer Figuren und stilistischer Tricks. Auch das Fragmentarische ist als Ellipse ja eine rhetorische Figur. Die rhetorischen Mittel, die der *Spiegel* einsetzt, also Sentenzen, Ironie, Neologismen, Komposita, Metaphern, sind ja nicht eo ipso schlecht. Erst das Unmaß bei ihrer Verwendung macht den *Spiegel*-Stil so schwer erträglich, hier müßte ein Stilkritiker differenzieren. Es ist wahr, daß der Nominalstil die Sprache der Agenturen prägt. Aber ist das alles, was sich zur Sprache der "Abonnement-Zeitungen" sagen läßt (vgl. S.137ff.)? Gehören dazu nicht auch Reportagen im Lokalteil oder die Glossen in der *Süddeutschen Zeitung*? Gibt es keinen einzigen Text in der deutschen Presselandschaft, den Straßner für stilistisch gelungen hält? Daß das Sportressort wie Nachrichten, Politik und Wirtschaft zu denen gehört, die vom "sprachlich-stilistischen Einheitscharakter" (S.137f.) der Agenturen, nämlich Abstraktion und Nominalstil, geprägt werden, ist eine mehr als

gewagte These. Daß sich die Nachrichten im privaten Hörfunk "in nichts von den schlechten Exemplaren des öffentlich-rechtlichen" (S.165) unterscheiden, hat eine Studie in Hannover über die Nachrichten von NDR und Radio ffN widerlegt. Weitere Beispiele für doch recht überraschende Verallgemeinerungen und Pauschalurteile ließen sich aufzählen. Seinem Anspruch, die Mediensprache kritisch aufzuarbeiten, wird Straßner so nur bedingt gerecht.

Gunter Reus (Hannover)